

Trauma Kultur Gesellschaft

Herausgegeben von Ursula Gast, Reinhold Görling,
Ines Gottschalk, Christian Gudehus, Andreas Hamburger,
Jürgen Straub, Annette Streeck-Fischer,
Wolfgang Wöller und David Zimmermann

1
2025

Trauma und
Oral History

Impressum Trauma Kultur Gesellschaft

ISSN 2752-2121 (print)
ISSN 2752-213X (digital)
www.psychosozial-verlag.de/tkg
3. Jahrgang, 2025, Heft 1
<https://doi.org/10.30820/2752-2121-2025-1>

Herausgeberinnen und Herausgeber:

PD Dr. Ursula Gast,
Prof. Dr. Reinhold Görling,
Dr. Ines Gottschalk,
PD Dr. Christian Gudehus,
Prof. Dr. Andreas Hamburger,
Prof. Dr. Jürgen Straub,
Prof. Dr. Annette Streeck-Fischer,
PD Dr. Wolfgang Wöller,
Prof. Dr. David Zimmermann

Derzeit geschäftsführend:

PD Dr. Christian Gudehus,
Prof. Dr. Annette Streeck-Fischer

Manuskripte:

Die Herausgeberinnen und Herausgeber freuen sich über die Zusendung von Manuskripten, die im Peer-Review-Verfahren begutachtet werden: traumakulturgesellschaft@ipu-berlin.de
Bitte beachten Sie dazu die Schreibanweisungen der *Trauma Kultur Gesellschaft*.

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Druck und Bindung:

Majuskel Medienproduktion GmbH
Elsa-Brandström-Straße 18
35578 Wetzlar, Deutschland
Printed in Germany

Verlag, Abonnementbetreuung:
Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG
Gesetzlich vertreten durch die persönlich haftende Gesellschaft Wirth GmbH,
Geschäftsführer: Johann Wirth
Walltorstraße 10
35390 Gießen, Deutschland
Tel.: 0641/969978-26
Fax: 0641/969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Bezug:

Jahresabonnement 65,90 € (zzgl. Versand)
Einzelheft 22,90 € (zzgl. Versand)
Studierende erhalten 25 % Rabatt auf das Abonnement (gegen Nachweis).
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen:

Anfragen zu Anzeigen bitte an den Verlag:
anzeigen@psychosozial-verlag.de
Die Anzeigenpreise finden Sie in den auf der Verlagshomepage hinterlegten Mediadaten.

Copyright:

© 2025 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG,
Gießen
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Trauma und Oral History Editorial <i>Andreas Hamburger & Dorothee Wierling</i>	5
Oral History und Trauma <i>Dorothee Wierling</i>	9
Soziales Trauma und reflexive Zeugenschaft Psychoanalytische Gedanken zur Oral History <i>Andreas Hamburger</i>	23
Oral History und psychoanalytische Forschung zu Vergangenheit und Gegenwart der DDR <i>Andreas Hamburger im Gespräch mit Agnès Arp und Jörg Frommer</i>	37
Geschichten von Widerstand und Verfolgung in Interaktion – oder wie wir zu Subjekten werden Ein Bericht aus der psychoanalytischen Forschung zur transgenerationalen Weitergabe von Verfolgung und Widerstand im sozialhistorischen Kontext der BRD nach 1945 <i>Anna-Sophia Clemens</i>	51
Involviert sein: Produktion eines Oral-History-Films über den Zweiten Weltkrieg inmitten der russischen Aggression gegen die Ukraine <i>Gelinada Grinchenko</i>	67
Ein ›verzögertes Zeugnis‹ Form und Bedeutung der Holodomor-Erzählung in einem Videointerview mit Pavlo Nazarenko <i>Natalia Khanenko-Friesen</i>	75
Das Überlebendenzeugnis als historische Quelle Ein Vermittlungsversuch <i>Sonja Knopp</i>	81

Kinder des Widerstands	87
Ein Forschungsbericht	
<i>Almut Rudolf-Petersen, Helene Timmermann, Ilse Höcker & Gabriele Amelung</i>	
Das Trauma kartieren	95
Kommunistische Verfolgung in Bulgarien	
<i>Michail Gruev, Evelina Kelbecheva & Diana Mishkova</i>	

Trauma und Oral History

Editorial

Trauma Kultur Gesellschaft, 3(1), 2025, 5–7
<https://doi.org/10.30820/2752-2121-2025-1-5>
<http://www.psychosozial-verlag.de/tkg>

Oral History, in ihren Anfängen eine von der Historikerzunft verachtete Bewegung, ist inzwischen im Mainstream angekommen. Ihr ursprüngliches Programm war, einer Alltags- und Erfahrungsgeschichte gerade der Menschen eine Stimme zu geben, die in den schriftlichen Archiven nur als Beschriebene, oft nur als verallgemeinernder Plural vorkommen, nicht aber als selbst Beschreibende. Sie wollte eine Sicht der Welt hörbar und nachlesbar machen, die im Abseits der herrschenden Geschichte, in Alltagsdiskursen artikuliert wird, aber eben nicht aufgeschrieben. Mittlerweile ist aus der Oral History eine weltweite Bewegung geworden. Der Buchmarkt bietet zahlreiche auf mündlichen Interviews gestützte Beschreibungen von Gruppen, Milieus und Ereignissen – sorgfältig abgeglichen mit der allgemeinhistorischen Datengrundlage. Eine moderne Geschichtsschreibung kann sich nicht mehr nur auf Archive berufen.

Oral Historians achten nicht nur auf das Erzählte, sondern auch auf das Wie der Erzählung, die narrativen Operationen, Blickwinkel, Adressaten, und nicht zuletzt auf die Position des Fragenden. Dieses reflexive Fragen macht sie zu einem spannenden Diskussionspartner für die Psychoanalyse. Das vorliegende Heft, kuratiert von einer Historikerin und einem Psychoanalytiker, widmet sich einem Ausschnitt der Geschichte, in dem ein am Subjekt orien-

tierter Ansatz von besonderer Bedeutung ist: dem sozialen Trauma.

Einleitend skizzieren *Dorothee Wierling* und *Andreas Hamburger* ihre Zugänge vonseiten der Oral History und der Psychoanalyse und eröffnen damit den Dialog, der im Heft weitergeführt wird. Sie sind sich einig darüber, dass man Menschen direkt zuhören muss, statt Geschichte und Traumatheorie über ihre Köpfe hinweg zu schreiben. Schon Cave und Sloan (2014) haben Berichte über Oral-History-Projekte in Krisengebieten und Krisenzeiten vorgelegt, die eindringlich aufzeigen, wie dringend nötig es ist, die Stimme der Zeugen zu hören – und wie schwer es zugleich ist.

Die Beiträge im vorliegenden Heft weisen auf disziplinäre Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin: So ist das Oral-History-Interview zunächst auf Alltagsgeschichte bezogen, während das psychoanalytische Zeitzeugengespräch sich immer schon auf traumatische Erfahrungen richtet. Umso näher rücken die Disziplinen, wenn beide mit Überlebenden historischer Traumatisierungen sprechen. Damit ergeben sich auch methodische Annäherungen, etwa in der Reflexion der Position der Forschenden selbst; sie zeigen sich etwa im Gespräch zwischen der Oral Historian *Agnès Arp* und dem Psychoanalytiker *Jörg Frommer* über ihre parallele jahrzehntelange Forschung in der ehemaligen DDR.

Eine psychoanalytische Forschungsme-

thode, die in Zusammenarbeit mit der Geschichtsforschung helfen kann, auch unbewusste, generationenübergreifende Spuren der Vergangenheit zu erkunden, zeigen *Anna-Sophia Clemens* sowie *Almut Rudolf-Petersen*, *Gabriele Amelung*, *Ilse Höcker* und *Helene Timmermann* in ihren Beiträgen zum psychoanalytischen Forschungsprojekt ›Kinder des Widerstands‹, das kommunistische Widerstandskämpfer und ihre Nachfahren befragt und die Folgen ihrer Verfolgung in der Nazi-Zeit sowie ihrer Ausgrenzung in der BRD untersucht.

Solche Projekte zeigen, dass die Frage der eigenen Rolle sich umso schärfer stellt, je näher wir als Forscher und Forscherinnen selbst am Geschehen sind. Einen eindrucksvollen Bericht darüber, wie sich die Gegenwart über die Vergangenheit stülpt, liefert die ukrainische Historikerin *Gelinada Grinchenko* in ihrem Bericht über ein Oral-History-Projekt zur Nazi-Besatzung in Charkiw, bei dem die Arbeit der Oral Historians durch den russischen Überfall plötzlich vor eine grundlegend neue Situation gestellt wurde.

Freilich sind wir nicht nur nah am Geschehen, wenn es räumlich und zeitlich in unsere unmittelbare Umgebung rückt. Auch lange zurückliegende soziale Traumata wirken bewusst und unbewusst weiter und entlassen uns gerade dann nicht aus ihrem Bann, wenn wir uns ihnen zu entziehen versuchen. Deutlich wird das im Bericht einer bulgarischen Forschungsgruppe (*Michail Gruev*, *Evelina Kelbecheva*, *Diana Mishkova*) über die versäumte Gelegenheit, Opfer der Diktatur zu Wort kommen zu lassen, und ihren Versuch, noch in letzter Minute eine ›Karte des Traumas‹ zu zeichnen. Erinnern muss aktiv gefördert werden, sonst wächst das Gras des Vergessens darüber. Aber es muss auch in seiner Subjektivität anerkannt werden, wie *Sonja Knopp* in ihrer Diskus-

sion des berühmten Streits zwischen Dori Laub, dem Doyen der psychoanalytischen Testimony-Forschung, und dem Historiker Thomas Trezise aufzeigt, der faktische Fehlerinnerungen in einem von Laub zitierten Zeugnis zum Anlass genommen hatte, der psychoanalytischen Zeitzeugenforschung Geschichtsfälschung vorzuwerfen. Wie können wir die persönliche Spiegelung historischer Erfahrungen anerkennen, auch wenn sie subjektiv verzerrt ist?

Ein weiterer Themenstrang des Heftes, der ebenfalls in den Einleitungstexten bereits angerissen ist, bezieht sich auf die Methodik der Oral History und der psychoanalytischen Traumaforschung. Die kanadisch-ukrainische Forscherin *Natalia Khanenko-Friesen* berichtet über ein Video-Interview mit einem 101-jährigen Überlebenden des Holodomor und betont dabei vor allem die Bedeutung der Videografie.

Dies sind viele Perspektiven auf soziales Leid im Blick von Psychoanalyse und Geschichtsforschung. Das Dilemma, soziales Leid zu erfassen, das so viele individuelle Schicksale umfasst, die doch nicht in ihm aufgehen, formuliert die Psychoanalytikerin Ghislaine Boulanger so: »How do we grasp the entirety of a particular event without, in some way, objectifying the survivors?« (Boulanger, 2014, S. 111) Aber sie weist auch darauf hin, wie wichtig es ist, gerade in einer mediatisierten Welt die Stimmen der realen Menschen hörbar zu machen, bevor sie zu Docufiction oder abstrakter Geschichte verarbeitet werden.

»Meanings are discovered in an active engagement between two people. The role of the listener is crucial at the best of times, but much more so after a traumatic experience. A witness who can help contain feelings that are sometimes threatening

to overwhelm, and help shape the experience, even if it is only by his or her presence, enables personal meaning to emerge« (ebd., S. 124).

*Andreas Hamburger &
Dorothee Wierling*

Literatur

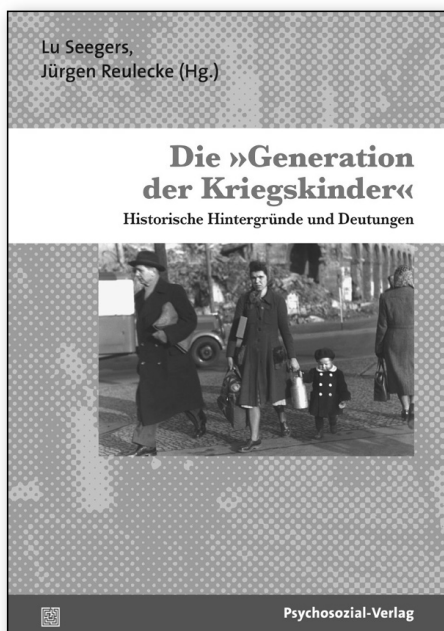
- Boulanger, G. (2014). The continuing and unfinished present. Oral history and psychoanalysis in the aftermath of terror. In M. Cave & S. M. Sloan (Hrsg.), *Listening on the edge. Oral history in the aftermath of crisis* (S. 110–126). Oxford University Press.
- Cave, M. & Sloan, S. M. (Hrsg.). (2014). *Listening on the edge. Oral history in the aftermath of crisis*. Oxford University Press.



Psychosozial-Verlag

Lu Seegers, Jürgen Reulecke (Hg.)

Die »Generation der Kriegskinder« Historische Hintergründe und Deutungen



2009 · 184 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-89806-855-0

Das Buch beschäftigt sich mit der Entstehung der Kriegskindergeneration in Deutschland und stellt deren individuelle Erfahrungen und Erinnerungen in den Vordergrund.

Die »Kriegskindergeneration« steht in Deutschland seit Ende der 1990er Jahre und besonders seit dem 60. Jahrestag des Kriegsendes 2005 im Fokus der Öffentlichkeit. Die beiden Bücher der Journalistinnen Hilke Lorenz und Sabine Bode, die 2003 und 2004 erschienen, trugen dazu bei, eine neue Generation mediengerecht auszurufen.

Dieser Band beschäftigt sich mit den Hintergründen und den Mechanismen des »generation building« der »Kriegskindergeneration« und versucht aus der historischen Perspektive den ganz verschiedenen Erfahrungen, Sinnstiftungen und Deutungen sogenannter »Kriegskinder« nachzugehen.

Mit Beiträgen von Miriam Gebhardt, Ulrike Jureit, Jürgen Reulecke, Lu Seegers, Eva-Maria Silies, Barbara Stambolis, Malte Thießen und Dorothee Wierling

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Oral History und Trauma

Dorothee Wierling

Trauma Kultur Gesellschaft, 3(1), 2025, 9–21
<https://doi.org/10.30820/2752-2121-2025-1-9>
<http://www.psychosozial-verlag.de/tkg>

Zusammenfassung: Der Beitrag führt kurz in die Geschichte der Oral History als Arbeit mit mündlichen Quellen ein. Oral History als Alltags- und Erfahrungsgeschichte eröffnete seit den 1980er Jahren den Zugang zu Menschen, deren Geschichte in den schriftlichen Archivquellen kaum berücksichtigt wird. Mit der stärkeren Betonung der Erfahrungsgeschichte geriet die Subjektivität der historischen Akteure in den Mittelpunkt – verbunden mit dem Interesse an der Psychoanalyse. Vor allem in Deutschland sah man sich dabei mit der Gewaltgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konfrontiert, einer Geschichte, die den Alltag und das Leben der Zeugen des Zweiten Weltkrieges, und insbesondere der Überlebenden des Holocaust betraf. Dennoch hat Traumaforschung in der Oral History bisher eine untergeordnete Rolle gespielt: Zum einen sehen sich Historiker nicht als kompetent, mit Traumata angemessen umzugehen; zum anderen kritisieren sie die inflationäre Entgrenzung des Traumbegriffs; und schließlich sind die meisten Interviews von Resilienz Erzählungen bestimmt. Dennoch ist das Traumakonzept relevant; die Internationalisierung der Oral History hat den Blick erweitert auf die großen globalen Kriege und Krisen, auf Not und Gewalt als Grunderfahrung, in der Trauma weiterhin der Fall ist.

Schlüsselwörter: Alltagsgeschichte, Erfahrungsgeschichte, Gewaltgeschichte, Interview

Einleitung

In den späten 1970er Jahren entwickelte sich in den Geschichtswissenschaften eine Methode der Sozialgeschichte, die auf mündlichen Erzählungen sogenannter >kleiner Leute< beruhte und damit ein Quellenkorpus schuf, das historische Erlebnisse, Erfahrungen und Erinnerungen festhielt, von denen in den schriftlichen Quellen nichts zu lesen war. Die frühen Vertreter einer solchen Oral History verbanden mit dieser Methode ein linkes politisches Projekt. Auch Arbeiter und Dienstmädchen sollten in der Vielstimmigkeit der historiografischen Texte vorkommen. Die soziale und alltägliche Welt der Vielen

sollte mit derjenigen staatlicher Politik verbunden, Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung sollten komplexer und demokratischer werden.

Dieses geschichtspolitische Projekt entstand zuerst in den USA (Niethammer, 1978), von wo aus es in Westeuropa, zuerst in Großbritannien und Frankreich aufgegriffen wurde – Länder mit einer innovativen und demokratischen Linken, deren Vertreter zugleich als Soziologen oder Historiker an Universitäten wie Oxford oder dem nationalen französischen Forschungszentrum CNRS tätig waren und aus der Sozialgeschichte bzw. der soziologischen Biografieforschung kamen. Auch in der Bundesrepublik Deutschland

wurden diese Impulse von einer liberalen bis linken Gruppe aufgegriffen. Sie setzte sich von den politisch wie methodisch konservativen Historikern wie auch von den modernen Sozialhistorikern der sogenannten ›Bielefelder Schule‹ ab, die Sozialgeschichte als Strukturgeschichte betrieben und sich an den Akteuren selbst und ihren subjektiven Erfahrungen wenig interessiert zeigten. So entwickelte sich die Oral History zunächst als ein Spezialfeld, das von der ›eigentlichen‹ Zunft oft als politisch romantisch, methodisch äußerst fragwürdig und deshalb unzuverlässig abgewertet wurde. Die für Oral Historians zentralen Kategorien der Erinnerung, Erfahrung und des Alltags sowie das Interesse an subjektiven Geschichtsdeutungen und Emotionen der historischen Subjekte hatten zur Folge, dass diesen Forschungen keine zentrale Bedeutung für die akademische Geschichtswissenschaft zugesprochen wurde (Wehler, 1985).

Inzwischen ist die Oral History in der Zeitgeschichte (die noch immer als ›die Geschichte der Mitlebenden‹ definiert wird) angekommen; es gibt kaum ein Projekt zu diesem Zeitraum, bei dem nicht auch ›Interviews mit Zeitzeugen‹ empfohlen oder tatsächlich durchgeführt werden. Dabei haben sich allerdings deutliche Verschiebungen in der Methode und bei ihrer Nutzung vollzogen, die hier nur angedeutet werden können, aber in mancher Hinsicht einen Rückschritt in der methodologischen Entwicklung darstellen. Auch die Anfänge waren von viel Naivität geprägt gewesen, sowohl im Hinblick auf das methodische Vorgehen als auch die gelegentliche Idealisierung der Interviewpartner. Der Glaube an die Authentizität der Erzähler und die Wahrheit ihrer Geschichten hielt aber der kritischen Analyse nicht lange stand. Schon vor dem Memory Boom in den Kulturwissenschaf-

ten der langen 1990er Jahre galt es, die bei der Oral History wirksamen Transformations- und Reduktionsstufen vom Ereignis über das Erlebnis, die Erfahrung, Erinnerung und Erzählung sowohl auseinanderzuhalten als auch in ihrer Verbindung zu sehen. Die sorgfältige Interpretation der Oral-History-Texte bildet den Kern der Arbeit; und ihr Erkenntnispotenzial besteht nicht in der (faktischen) Wahrheit der Aussagen, sondern in ihrer Subjektivität, also der Wahrhaftigkeit der Erzähler, die uns Zugang verschafft zu ihrer Sicht auf die Geschichte und damit ihrer historischen Sinnwelt, aus der heraus sie in der Gegenwart handeln.

Dieses Erkenntnisinteresse brachte Oral Historians auch in Verbindung zur Psychoanalyse (von Plato, 2004) –, einmal weil die mündlichen Quellen immer wieder auf Mehrdeutigkeiten und Verborgenes verwiesen, die eine Interpretation erforderten, Subtexte zu entschlüsseln waren und dabei die Entfaltung von Komplexität (und nicht ihre Reduzierung) anzustreben; zum anderen, weil es sich um eine von Interviewten und Interviewern gemeinsam in Interaktion verfasste Quelle handelt. Nicht nur die Aussagen der Interviewpartner, sondern auch die stummen oder ausgesprochenen Aushandlungen über das Erzählte im Gespräch sind Gegenstand der Interpretation.

Von der Alltagsgeschichte zur Erfahrungsgeschichte

Oral History war in ihren Ursprungsländern des Westens zunächst eng mit dem Konzept von Alltagsgeschichte verbunden. Was allerdings diesen Alltag konstituierte, war zunächst unklar. Denn das Interesse galt vor allem den sogenannten ›kleinen Leuten‹, den unteren Schichten, den

Frauen, den marginalisierten Gruppen – also einer Geschichte ›von unten‹. Dabei standen allerdings weniger Benachteiligung und Leiden im Vordergrund als vielmehr Selbstbehauptung und ›Eigen-Sinn‹. Dieser von Alf Lüdtke geprägte Begriff bezog sich auf die Fähigkeit der scheinbar machtlosen Subjekte, ihre Interessen zu erkennen, ihre Handlungsspielräume zu nutzen und ihre biografischen Entwürfe unter den vorgegebenen Bedingungen zu verwirklichen (Lüdtke, 1993). Die Methode der Oral History ermöglichte den Zugang zu dieser Handlungslogik – und verhinderte zugleich, dass sich die anfängliche Idealisierung dieser Gruppen auf Dauer durchsetzte, vor allem in Deutschland, wo die Interviewpartner ihre Kindheit, Jugend und ihr junges Erwachsenenalter im Nationalsozialismus gelebt hatten (Niethammer, 1983, S. 7–29).

Zwar stellt die eigentliche Quelle der Oral History das Interview in der realen Kommunikationssituation dar; aber erst die Ton- oder Videoaufnahme und das Transkript bilden die Voraussetzung dafür, sich intensiv mit dem Text auseinanderzusetzen und dabei wiederholt zwischen Empathie und analytischer Distanz zu wechseln. Das Material wird dabei zum fremden Objekt, das immer wieder angehört, angeschaut, gelesen und analysiert wird. In diesem Prozess ändern sich Wahrnehmungen und Deutungen, selbst wenn der Interviewer sich allein dem Text immer wieder zuwendet. Noch produktiver ist der Vergleich verschiedener Lesarten in der Gruppe, die dann am Text (bzw. an Videosequenzen) plausibel gemacht werden müssen.

Während die Alltagsgeschichte sich zunächst sozialen Praktiken zuwandte, legte die darauf aufbauende Erfahrungsgeschichte den Schwerpunkt auf die Selbst- und Weltdeutung der Erzähler. Auch ging

es immer weniger um die faktische Wahrheit dessen, was erzählt wurde (obwohl diese Frage natürlich so gut wie möglich geklärt werden musste), als vielmehr um die Wahrhaftigkeit dessen, was die Interviewpartner von sich preisgaben, also ihre Erfahrung, ihre subjektive Wahrheit. Allerdings bleibt, anders als in der Psychoanalyse, das Wissen um die Abweichung vom Faktischen ein wichtiges Erkenntnisziel, etwa wenn jemand, in dessen Wohnhaus 1937 eine jüdische Familie lebte, angibt, keine Juden gekannt zu haben – denn diese Diskrepanz verweist ja auf einen spezifischen Akt der Abwehr und Verleugnung.

Der Übergang von Alltagsgeschichte zur Erfahrungsgeschichte vollzog sich bei der Oral History frühzeitig in den 1980er Jahren. Die damaligen Interviewpartner waren in der Regel um 1900 bzw. vor dem Ersten Weltkrieg geboren, die jüngsten am Ende der 1920er Jahre. Viele hatten zwei Weltkriege erlebt, Wirtschafts- und Demokratiekrise, politische Gewalt, Diktatur und Menschheitsverbrechen – als Opfer, als Täter, als Überlebende, als Zuschauer, als Wegschauende. ›Alltag‹ war im Europa der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch das Alltägliche von Gewalt. Und das galt in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang noch bis in die 1960er Jahre und oft darüber hinaus.

Die deutsche Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts

Jan Assmann spricht vom ›kommunikativen Gedächtnis‹, das drei Generationen umfasst, die, vor allem in Familien, Geschichte in persönlichen Erzählungen weitergeben (Assmann, 1988, S. 10f.). Insofern auch die Ältesten in dieser Reihe noch erinnern, was in ihren Familien, aber auch von Freunden und Nachbarn erzählt

wurde, haben wir es mit einem Zeitraum von gut 100 Jahren zu tun, über die persönlich beglaubigte Erfahrungen von noch Lebenden kommuniziert werden. Das ist auch der maximale Zeitraum, der über Oral History erfasst werden kann. Als ich Anfang der 1980er Jahre Oral-History-Interviews mit ehemaligen Dienstmädchen führte, hatten alle meine Interviewpartnerinnen noch vor 1918 >gedient<. Die Älteste war 1892 geboren. In ihren freien Ersterzählungen nahmen aber andere Phasen den größten Teil ein: die Armut und Schwere des Lebens auf dem Land, die Ängste, schon mit 14 die Familie verlassen zu müssen, der Erste Weltkrieg, Inflation und Arbeitslosigkeit, der Zweite Weltkrieg, gefallene oder verwundet zurückkehrende Ehemänner, die Niederlage und frühe Nachkriegsnot, und schließlich die Phase der Beruhigung, Erholung und das westdeutsche >Wirtschaftswunder< (Wierling, 1987). Diese Erzählfolge charakterisierte auch die Lebensgeschichten der Ruhrgebietsarbeiterschaft in dem ersten großen Oral-History-Projekt unter der Leitung von Lutz Niethammer (>Lebensgeschichten und Sozialkultur im Ruhrgebiet< [LUSIR]), das parallel Anfang der 1980er Jahre an der Gesamthochschule Essen durchgeführt wurde. Die Erzähler charakterisierten dabei bestimmte Zeitabschnitte als die >guten Zeiten<, andere als die >schlechten Zeiten<. Da diese Charakterisierungen sowohl auf den persönlichen biografischen Erfahrungen als auch auf den äußeren, ökonomischen und politischen Umständen beruhten, ergab es sich als ein häufiges Muster, besonders die >Friedensjahre< im Nationalsozialismus sowie die 1950er und 1960er Wirtschaftswunderjahre als die >guten< Zeiten zu charakterisieren; die >schlechten< Jahre waren dagegen diejenigen der krisengeschüttelten Weimarer Republik und die

beiden Weltkriege, vor allem der Zweite (Herbert, 1983). Ein 1987 in der noch existierenden DDR durchgeführtes Parallelprojekt mit denselben Geburtsjahrgängen ergab ein ganz ähnliches Muster – außer dass die >guten Jahre< der DDR erst in den 1960er Jahren begannen und in den 1980er Jahren schon wieder vorbei waren (Niethammer, von Plato & Wierling, 1991).

Was bedeuten solche weitverbreiteten und systemübergreifenden, vom Alltag ausgehenden Epochendefinitionen? Einerseits verweisen sie auf den engen persönlichen Rahmen der autobiografischen Erzählungen, andererseits darauf, dass die >schlechten Zeiten< von den guten eingerahmt und eingehegt waren. Der Zweite Weltkrieg als Gewalterfahrung (als Erfahrung erlittener und ausgeübter Gewalt) wurde kaum thematisiert. Es dominierten andere Genres wie der Krieg als Reise, als Arbeit oder als Schwank. Es waren die Erzählungen von Überlebenden, die weder körperlich noch seelisch sichtbare Verletzungen zeigten. Das traf natürlich nicht auf alle zurückkehrenden Soldaten zu; aber diejenigen, die äußerlich und innerlich Wunden erlitten hatten, die ihnen einen schnellen Anschluss an die nun kommenden >guten< Zeiten nicht ermöglichten, verschwanden in der frühen Bundesrepublik entweder in der Privatsphäre der Familie oder der Discretion psychiatrischer Anstalten (Neumann, 1999; Goltermann, 2009). In der Öffentlichkeit wurden sie weitgehend verschwiegen, während die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft sich als Ganzes zum Opfer des Zweiten Weltkriegs erklärte.

In der DDR gab es hierzu eine systemspezifische Variante. Sie wurde mir erst im Projekt über den Geburtsjahrgang 1949 bewusst (Wierling, 2002). Alle meine Interviewpartner verwendeten einen erheblichen Teil ihrer Ersterzählung auf die

Beschreibung der Not der Eltern, ihre materiellen und menschlichen Kriegsverluste, die schlechte ökonomische Situation in einem langen Nachkrieg. Sie erklärten ihre Eltern damit zu Opfern des Nationalsozialismus und gerieten so in die Nähe zum politisch besetzten Begriff der ›Opfer des Faschismus‹, der u. a. auch die ›rassisch Verfolgten‹, also die Juden meinte (ebd., S. 57f.). Offensichtlich hatte sich diese private Redeweise der Aneignung des Opferstatus schon in der DDR eingebürgert.

Trauma als das Unsagbare?

Eine enge Traumadefinition spricht von einem »vitale[n] Diskrepanzerlebnis [...], das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt« (Fischer & Riedesser, 1998, S. 79). Im Extremfall ist diese Erfahrung also gar nicht zugänglich, oder es kommt zu einer Abspaltung der starken negativen Gefühle von den äußeren Geschehnissen, über die lediglich in neutral-sachlichem Ton gesprochen werden kann. Oral Historians haben lange gezögert, narrative Interviews mit Überlebenden des Holocaust durchzuführen, weil sie zu Recht befürchteten, die Folgen einer eventuellen Öffnung der Erzähler und damit einer möglichen Retraumatisierung nicht verantworten zu können.

Befragungen von Überlebenden gab es allerdings frühzeitig. Der amerikanische Psychologe David Boder reiste 1946 nach Deutschland, um dort Tonaufnahmen von solchen Gesprächen zu machen. Sie heute anzuhören, ist eine befremdliche Erfahrung, denn Boder war ausschließlich an biografischen Sachinformationen zu den Deportationen und KZ-Erfahrungen interessiert. Sein Ton war häufig inquisitorisch,

auch ließ er keine Erzählungen zu, mit denen die Befragten den Kontext ihrer Erlebnisse aufzeigen wollten. Wenn es dafür auch technische Gründe gab – die Laufzeit eines Aufnahmebandes betrug etwa 20 Minuten –, spielte aber sicher auch eine Rolle, dass es zunächst darum ging, das rein Faktische des ungeheuren Geschehens in den Mittelpunkt zu stellen, während begleitende Umstände und subjektive Erfahrungen als zweitrangig angesehen wurden, das ›objektive‹ Wissen und die Fakten sogar gefährden konnten (Boder, 1949).

In den 1980er Jahren hat sich ein österreichischer Soziologe und Oral Historian, Michael Pollak, erstmals an ein Oral-History-Projekt mit Überlebenden gewagt, und ein solches Interview mit einer Berliner Auschwitz-Überlebenden ausführlich dokumentiert (Pollak, 1988, S. 17–86). Obwohl die Interviewpartnerin anscheinend bereitwillig über ihre Erfahrungen spricht, nachdem sie einmal Vertrauen gefasst hat, spielt das ›Unsagbare‹ eine zentrale Rolle, d. h. die seelischen Wunden, die mit der völligen Unsicherheit, der totalen Verletzbarkeit und der umfassenden Negierung ihrer menschlichen Würde verbunden waren, können nur angedeutet, aber nicht erzählt werden. Auf solche Andeutungen folgten meist Sätze wie »[M]an lernt, was man so zum Überleben tun muss« und über ihre aktuelle Situation »Ich lebe ja, und ich lebe ja gut« (ebd., S. 47, 75). Pollak interviewte damals 15 Personen, wobei einige der von ihm Angesprochenen sich nach langem Zögern gegen ein Interview entschieden hatten. Soweit ich weiß, blieb das Projekt in seiner Wirkung auf die Öffentlichkeit, aber auch auf die akademische Geschichtswissenschaft beschränkt. Wenige Jahre später begann dann die Popularisierung dieses Wissens mit der US-amerikanischen Miniserie *Holocaust*, die auch den bis heute

international gültigen Namen für das Menschheitsverbrechen prägte.

Das 1994 von Steven Spielberg initiierte Projekt der Shoah Foundation, bei dem über 50.000 Überlebende des Holocaust in über 50 Ländern interviewt wurden, ist weit mehr als die Herstellung einer Massenbasis für die weltweite Erforschung des Holocaust mit Mitteln der Oral History. Denn hier ging es um Quellen, die auch der Dokumentation und der historischen Bildung dienen sollen, also um ein Projekt, dass auf die ›Authentizität‹ der gefilmten Erzählungen setzt und frühzeitig einen Ersatz für die Endlichkeit der Überlebendengruppe zu schaffen suchte. Die Bedingungen, unter denen diese Interviews durchgeführt wurden, variieren sehr, je nach Nation und Professionalität der Interviewer. Dennoch bilden sie ein wichtiges Quellenkorpus auch für die Oral History. Auch an anderen Orten sind solche Interviews durchgeführt und archiviert worden, z. B. an der Gedenkstätte Yad Vashem oder durch die Stiftung ›Denkmal für die ermordeten Juden Europas‹ in Berlin.

Als es im Zuge der späten Entschädigung der europäischen Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs kam, finanzierte die in diesem Zusammenhang gegründete Stiftung ›Erinnerung, Verantwortung, Zukunft‹ (EVZ) ein großangelegtes Oral-History-Projekt mit ehemaligen Zwangsarbeitern aus dem osteuropäischen Raum. In diesem Zusammenhang wurden zahlreiche Oral Historians aus den betreffenden Ländern nicht nur als Interviewer eingebunden; sie spielen eine zentrale Rolle bei der Interpretation der Interviews im Rahmen konkreter Projekte zur Erforschung der lebensgeschichtlichen Voraussetzungen und Folgen der Zwangsarbeitserfahrung. Dadurch ist es zu einem intensiven Austausch vor allem mit polnischen Kollegen gekommen, bei denen der

Frage traumatischer Erfahrungen und ihren langfristigen Folgen eine wichtige Rolle zukommt (Gałęziowski, 2020).

Trotz der Bedeutung der europäischen Gewaltgeschichte Europas in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts besteht unter Oral Historians eine gewisse Reserviertheit gegenüber der Kategorie des Traumas. Nicht nur sind wir – aus ethischen Gründen – gehalten, unsere Interviewpartner keinesfalls durch bestimmte Fragetechniken in ›gefährliche‹ Erinnerungen hinein zu manipulieren; vor allem aber geht es in den meisten Interviews, die auf ein belastetes Leben zurückblicken, eher um das Andere von Trauma, nämlich um Resilienz. Das gilt auch für viele Holocaustopfer, die häufig ihr eigenes Überleben als Triumph über die Naziverbrecher deuten, oder mit Stolz auf ihre zahlreichen Kinder und Enkelkinder verweisen. Dies galt z. B. auch für die Erzählungen der Überlebenden des Hamburger Feuersturms (Lamparter, Wiegand-Grefe & Wierling, 2013), die für die Nachkriegszeit überwiegend eine Geschichte des individuellen, sozialen und ökonomischen Erfolgs erzählten. Es galt ebenso für Opfer von Zwangssterilisierungen im Nationalsozialismus, die ihre Lebensgeschichte überwiegend als Erfolgsgeschichte und damit als Sieg über die schlimmen Folgen des Eingriffs – und die damit verbundene Beschämung – konstruierten (Wierling, 2017). Selbstverständlich ist das Sprechen über Resilienz noch nicht der Beweis dafür, dass Trauma nicht der Fall ist. Es verweist aber auf die fachlichen Grenzen der Oral History, Trauma nachzuweisen.

Trauma: Sehnsucht und Trivialisierung

Vor allem aber ist es wohl die unbestimmte und fließende Rede vom ›Trauma‹ jen-

seits strenger Definitionen wie der oben genannten, die zum Unbehagen am Begriff geführt hat. Im Rahmen des interdisziplinären Projekts zur individuellen und familiären Verarbeitung des Hamburger Feuersturms wurde dieses Problem gemeinsam besprochen und ausgehandelt. Die Interviews wurden von Psychoanalytikern durchgeführt, nachdem die Interviewpartner einen Fragebogen zur Erfassung von möglichen posttraumatischen Belastungsstörungen beantwortet hatten. Diese waren allerdings nur zu einem geringen Prozentsatz (5 von 75) zweifelsfrei feststellbar. Interessanterweise lag der erhöhte Wert von Angstsymptomen bei der durch den Fragebogen auch untersuchten ›zweiten‹ Generation mit 17 Prozent höher als bei der sogenannten ›Erlebnisheneration‹ mit 7 Prozent (von Issendorf, 2013). Das verweist wohl auch auf die Popularisierung des Traumakonzepts – bis hin zu einer weitgehenden Trivialisierung – seit den 1970er Jahren, also jenem ›therapeutischen Jahrzehnt‹, welches die zweite Generation im Feuersturmprojekt als Jugendliche bzw. junge Erwachsene durchlebten (Tändler, 2016). Dazu gehört auch, als weiterer Höhepunkt, die spätestens seit dem Jahr 2000 popularisierte Rede von den ›Kriegskindern‹, also jenen, die als Kleinkinder, Kinder und Jugendliche den Krieg und das Kriegsende noch erlebt hatten und entweder noch direkt durch eigene Erlebnisse betroffen waren, oder indirekt durch die traumatisierten Eltern geprägt worden sein konnten. Die Debatte um die generationelle Weitergabe von Kriegstraumata wurde später noch mit der Epigenetik verbunden, was besonders die ›dritte Generation‹ aufgriff, die sich selbst als ›Kriegsenkel‹ bezeichnete (wobei die Kategorie der Generation nicht gleichzusetzen ist mit der gesamten Kohorte). Während die Sprecher der ›Kriegs-

kinder‹, zu denen überwiegend männliche Historiker und Psychoanalytiker gehörten, besonders darin erfolgreich waren, diese als öffentlich anerkannte Generation zu konstituieren und mit Trauma zu verbinden, gelang dies den ›Kriegsenkeln‹ weniger. Interessant sind diese Phänomene für die Historikerin, weil sie – seit der Popularisierung und Universalisierung des Holocaustgedenkens – auf zwei Phänomene der öffentlichen Deutungsangebote verweisen, nämlich den Anspruch auf eine eigene, individuelle ›Opferidentität‹ nach 1945 und zugleich den (unausgesprochenen) Versuch, dem Holocaust als ultimativem Menschheitsverbrechen andere kollektive Opfernarrative zur Seite zu stellen bzw. in entsprechende Nachfolge zu treten. Es handelt sich dabei übrigens um überwiegend deutsche, sogar westdeutsche Phänomene (Wierling, 2009; Jakobs, 2019).

Zugleich hat – nicht nur im öffentlichen Raum, sondern auch in der persönlichen Erfahrung, Erinnerung und individuellen Selbstwahrnehmung – das Traumakonzept seine Dramatik und seine analytische Schärfe verloren. Das ist ein Problem sowohl für die Psychoanalyse als auch für die Geschichtswissenschaft, die sich mit historischen Katastrophen befasst. Dabei ist es keineswegs überflüssig geworden; nicht nur geht der Prozess der Trivialisierung immer weiter, z. B. bezogen auf die Folgen der Corona-Pandemie – was bis zum Vorwurf eines neuen, durch ›Zwangsimpfung‹ verursachten ›Holocaust‹ geht, wogegen u. a. das Auschwitz-Komitee 2021 protestierte. Vor allem bleibt ja die zentrale Frage nach den zerstörerischen Kräften der Geschichte bestehen, nach der Wirkung der Trümmer, die sie zurücklässt und die Walter Benjamin in einem Bild von Klee erkannt hatte, dem er deshalb den Titel ›Engel der Geschichte‹ gab (Benjamin, 1974 [1940], IX).